

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

Husar tatsächlich aus einem jungen Burschen etwas machen kann. Würde man im Lycée Napoléon statt einer Menge Schwätzer nur Kerle wie mich verwenden, so wären die Studien dort doch ganz anders und man würde die Zeit nicht mit unnötigem Zeug vergeuden; denn ich versichere euch, daß außer dem Säbel, dem Pferd und der Pistole alles andere zu nichts gedient hat. Der beste Beweis hierfür bin ich selbst, denn mit diesem Handwerkszeug bin ich — ohne Lesen und Schreiben zu können — bis Wien und Berlin gewandert, wohin selbst die alten Römer nicht gekommen sind, obwohl sie Gelehrte waren, sagt man, und so gut lateinisch sprachen wie unser Herr Pfarrer.

Kurzum, mein Guindey, den wir nun nicht mehr Fräulein nannten, ward, am Tage nach Austerlitz, zum Sergeanten befördert, denn es waren Stellen frei geworden. Da war ich ihm denn unterstellt und wurde seine Ordonnanz. Während ich sein Lederzeug putzte — denn ein echter Husar sorgt selbst für sein Pferd und seine Waffen —, fuhr ich fort, ihn zu belehren: Ohne mich zu rühmen, darf ich behaupten, daß es sein Glück war, denn sogar nach Ansicht des Obersten Colbert gab es bei den 10. Keinen, der bessere Säbelstöße austeilte als meine Wenigkeit, Fritz Metzger aus Susslenheim im Unter-Elfaß, eine Gegend, auf die ich stolz bin, denn die wackeren Husaren wachsen dort wie Pilze; das war ja auch den Werbem vor der Revolution recht wohl bekannt.

Mit berechtigtem Stolze darf ich daher meinen Anteil an dem ausgezeichneten Säbelstoß, den der kleine Guindey in der Schlacht bei Saalfeld in Thüringen versetzte, beanspruchen: ein Stoß, von dem man noch lange in der französischen Kavallerie sprechen wird, um den ihn die alten Husaren beneiden, da er dem 17-jährigen das Ehrenkreuz einbrachte, ein Beweis, daß das Glück, wie die Frauen, der Jugend hold ist.

Rehren wir aber zu den Ereignissen

zurück: Am 3. Oktober also überschritt das ganze 3. Korps die Pässe des Thüringer Waldes, ein vermaledeites Land, so etwas wie die Schweiz im kleinen, wo ich mich seinerzeit mit Massena gegen die Russen schlug. Lauter Anhöhen und Täler mit Gießbächen, die unvermutet einer ganzen Brigade den Weg versperrten, dichte Baumgruppen, hinter denen die Infanteristen leichte Arbeit haben, kurzum ein ekliges Land, denn es gibt nichts Herrlicheres als die großen Ebenen in der Champagne, im Elfaß, in Norddeutschland; dort ist das Land so flach, daß man sich auf einem großen Billard glaubt, nichts stört die Aussicht, die Kavallerie manöbriert darauf wie auf einem Exerzierplatz.

Ich bin doch ziemlich weit herumgekommen, na, ich kenne nichts Herrlicheres als diese Gegenden, man könnte tatsächlich glauben, Gott Vater habe bei den Souffards gedient, als er diese Gegend schuf, so eignet sie sich zur Charge.

Im Thüringer Walde dagegen ist Galoppreiten einfach unmöglich. Ein Kavallerist darf sich nicht allein hineinwagen, er riskiert, von den lauernden Sandhasen wie ein Stück Wild zusammengeschnitten zu werden, was wohl für einen Husaren der erbärmlichste Tod sein kann. Ich für mein Teil möchte lieber in meinem Bette den Geist aufgeben, als so zu sterben.

Während des Durchmarsches durch diesen Wald verhielten wir uns denn — ärgerlich über unsere Untätigkeit — auf der linken Seite der Kolonnen, ahnungslos dessen, was uns bevorstand.

Da, es war in der Nacht vom 9. zum 10. Oktober, trat das Armeekorps den Marsch an zum Angriff auf die Armee des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen, eines jungen Herrschers, der, dank seiner Abstammung, sich in die Armee der Generale engagieren konnte, was immerhin sehr angenehm ist. Da er sich rühmte, uns beim Durchschreiten der Pässe abzufassen, hatte er seine Armee längs unseres Weges aufgestellt, den

Rücken gegen die Saale, jenes Bächleins, das bei Jena, Auerstadt und anderen Nestern vorbeischießt, deren die Preußen noch lange gedenken werden.

Das haben wir aber erst später erfahren und hatten keine Ahnung davon, als am Morgen des 10. zum Auffitzen geblasen wurde. Wir reiten los: da speien auf einmal die Kanonen in der Richtung der Ebene zu! Es war unsere Artillerie, die, am Waldestrand angekommen, die Preußen aus dem Schlafe trieb.

Während diese sich in gedrängten Kolonnen sammelten, knallten sie unsere Voltigeurs, die sich überall, hinter jeder Hecke, jeder Erdscholle verdeckt hielten, zusammen, daß es eine wahre Freude war.

Als unsere Brigade ankam, fielen die Bruststesser in solchen Massen, daß ihre Offiziere immer wieder befahlen, die Kolonnen zu schließen.

Die armen Teufel, denen ihre Vorgesetzten nur das Bataillonsfeuer beigebracht hatten, das uns schadlos über die Köpfe flog, verstanden nur noch das eine, daß sie sich in einer keineswegs beneidenswerten Lage befanden. Dennoch blieben sie auf ihren Posten, als gegen Mittag alle unsere Kolonnen plötzlich und von allen Seiten zugleich aus dem Walde hervorkamen: Infanterie in der Mitte, Kavallerie auf den beiden Flügeln.

Marshallannes, ein Schlaupopf, der merkte, daß es bei den Preußen nicht besonders brillant ausfah, gab das Signal zur Generalattacke.

Dann ging's los: mit flatternden Fahnen und gefälltem Bajonett marschierte die Infanterie Suchets beim lustigen Klange eines bekannten Gassenhauers zur Attacke, was der beste Beweis der ausgezeichneten Laune dieser wackeren Sandhasen war: im Nu sind die Preußen in der Ebene zerstreut! Diese war sumpfig und außerdem war ein Fluß zu überschreiten, was keine besonders beneidenswerte Lage ist für Leute, die es eilig haben und denen Kerle mit

3 Fuß langen Latten auf den Fersen sind.

Das war der geeignete Moment für uns Husaren von der leichten Brigade. Die zwei ersten Schwadronen entfalteten sich — einem Schwarm Sperlinge gleich. Fests drauf los ging's in den Preußenschwarm, der, seine Waffen wegwerfend, sich eiligst davon machte, uns seinen... Rücken kehrend. Die beiden anderen Schwadronen, in Reihen kämpfend, rennen alles über den Haufen, was zu widerstehen sucht; auf unserer Linken machte es das 3. Regiment ebenso.

Was nun die Elitekompagnie betrifft, so galoppierte sie während dieser Zeit an der Saale entlang, um den Flüchtlingen den Rückzug abzuschneiden. Da wir an den Fluß kamen, bemerkte ich auf einmal einen ganz jungen General, die Brust mit zahlreichen Orden geschmückt, der mit einigen Reitern verzweifelt den Widerstand leistete.

— „Da gibt's Arbeit für uns, Sergeant!“ rief ich dem kleinen Guindey zu und deutete mit meinem Säbel auf die Gruppe. „Wir müssen unser Möglichstes machen, um den General lebend abzufassen, das könnte im nächsten Bulletin etwas für uns absetzen!“

Zu vierein, den Säbel hoch, Guindey, der alte Moïse Ulrich — ein Landsmann —, Trompeter Gélou — ein Picarde — und ich, dringen wir auf die Preußengruppe vor. Der junge Sergeant ritt uns voran, denn er hatte das beste Pferd, und stürzte sich auf den General, dem er seine Latte unter die Nase hielt:

— „Ergeben Sie sich, Herr General, oder Sie sind tot!“

— „Ich mich ergeben,“ erwidert dieser in so elegantem Französisch, daß man hätte glauben können, er wäre ein geborener „Stedelburger“. Und den Säbel Guindeys parierend, versetzt er diesem einen schredlichen Hieb.

Der Junge aber war auf seiner Hut, denn ich hatte ihn vor solchen Sieben gewarnt und ihn belehrt, wie man sie pariert; gleichzeitig erwidert er den Hieb

mit einem Stoß, wie den, den ich damals bei Austerlitz ausgeteilt hatte.

Die Hand in Quarte, die Spitze nach vorn, drohend, etwas nach unten gerichtet; den Arm nach hinten zurückgebogen, zum Stoße ausholend, und dieser ist so meisterhaft gerichtet, daß die Klinge die Brust des Generals durch und durch bohrte, so daß dieser lautlos vom Pferde sinkt.

Ich meinerseits holte mir, auf dieselbe Weise, den Ordonnanzoffizier herunter, während Moïse und der Picarde sich der beiden anderen Reiter annahmen.

Nach dieser Arbeit, die wohl 2 Minuten in Anspruch nahm, denn wir Kavalleristen müssen, um gute Arbeit zu verrichten, rasch zu Werke gehen, blieb kein Feind mehr in unserer Ecke. Da ruft mir Guindey, den das Blut blendete, zu, ich möchte doch absehen, um den Degen und die Orden des Verstorbenen abzunehmen, um sie dem Feldmarschall zu überbringen.

Ich mache, so gut es eben geht, denn ich selbst hatte eine Kugel im Schenkel, die mir der Ordonnanzoffizier abgefeuert hatte.

Am Abend nach der Schlacht ließen wir uns gerade im Feldlazarett verbinden, als sich das Gerücht verbreitet, daß der Oberbefehlshaber der feindlichen Armeen, Prinz Ludwig Ferdinand von Preußen, Enkel König Wilhelms und Urenkel des großen Fritz und dieser ganzen Gesellschaft, einem so wohlgezielten Säbelstoß eines Husaren erlegen sei, der ihm durch und durch in die Brust gedrungen sei.

— „Das ist gewiß unser Mann!“ sage ich zu Guindey.

— „Wohl möglich!“ gibt er mir zur Antwort. „Ich habe ja noch seinen Degen und seine Orden, die mir als Beweisstücke dienen können!“

Eine halbe Stunde später kommt schon eine Ordonnanz des Feldmarschalls angesprengt, um den Sergeanten zu holen, der mich mitnimmt. Man führt uns bis zur Kirche von Saalfeld, wo, wie wir

es unterwegs erfahren, der Prinz aufgebahrt liegt: wir erkennen leicht den General, dem wir am Morgen begegnet waren: zwischen vier brennenden Kerzen lag er auf seinem Mantel dahingestreckt, die Arme gekreuzt: es war ein schöner Mann gewesen. Wir grüßten!

— „Das,“ sagte ich zu Guindey, „ist eine hübsche Leistung für einen Anfänger“... und ich gedachte mit Stolz, daß er mein Schüler war.

Darauf erscheint Lannes, der ebenfalls den Prinzen erkennt und ihm die militärischen Ehren erweisen läßt:

— „Es war ein wackerer Gegner,“ meint er. Dann wendet er sich an Guindey:

— „Sie sind es, der ihn getötet hat?“

— „Zu Befehl, Herr Feldmarschall, hier sein Degen und seine Orden, die ich Ihnen als Beweisstücke mitgebracht habe. Dann kann ich Ihnen noch einige kleine Details geben: die Sache hat sich kaum eine Meile weit von hier zugetragen, am Flußufer, an einer Stelle, wo eine Hecke steht!“

— „Das genügt,“ erwidert der Marschall. „Ich glaube Ihnen und werde für Sie das Ehrenkreuz beantragen!“ Da drückt er Guindey die Hand, während ich armer Kerl, dem nur ein Hauptmann unter die Hände gefallen war, ganz verlegen in meiner Ecke stehe.

Es war trotzdem ärgerlich für einen alten Husaren mit zwei Treffen wie ich, zuzusehen, wie ein Rekrut ihm den Lederbissen vor der Nase wegschnappt.

Tags darauf kam der Kaiser vorbei und begehrte den Sergeanten zu sehen; auch er drückt ihm die Hand und heftet sein eigenes Ehrenkreuz auf die Brust des Jungen, indem er sagt:

— „Ich hätte dich außerdem zum Offizier ernannt, wenn du mir den Prinzen lebend gebracht hättest!“

— „Es ist nicht meine Schuld, Majestät! Ich hatte es ihm vorgeschlagen, aber Sie sehen ja, wie er mich zugerichtet hat,“ versetzte Guindey, der mit seinem Mundwerk noch besser als mit seinem

Säbel umzugehen wußte. „Ich kann Ihnen versichern, daß er durchaus keine Lust hatte, sich zu ergeben!“

Und der Junge jammerte über sein Mißgeschick, das ihm die Leutnantstrefsen vor der Nase vorbeigehen ließ, wie mir das Ehrenkreuz.

Denn, seht ihr — so schloß der alte Husar seine Erzählung — dieser Säugling war noch nicht damit zufrieden, mit 17 Jahren, dank einem glücklichen Zufall, das Ehrenkreuz von der Hand des Geschorenen zu erhalten; und dann seufzte auch er und endete mit den Worten:

„Was doch der Ehrgeiz nicht alles macht!“

Das ist die getreue Wiedergabe der Geschichte des alten Fritz Metzger, geboren zu Sufflenheim im Unter-Elsas, wo damals die Säbelstoß-Verteiler wie Pilze wuchsen, und wie ich sie in den Kriegsnotizen des Hauptmanns Meßner abgeschrieben habe.

Und jedesmal, wenn mir mein Großonkel diese Geschichte vorlas, verfehlte er es nicht, sie mit der berühmten Strophe zu beendigen, die die Husaren der großen Armee von Cadix bis Moskau sangen; der Verfasser, ein Gelegenheitsdichter, hatte sie am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld komponiert. C. H. Dufestre.

Die hl. Jungfrau mit dem Schreibzeug.

(Am Vorabend der Preisbewerbung.)

Die Touristen und darunter die stets zahlreichen Engländer, die im Herbst, von der Schweiz kommend, den Rhein entlang wandern und die lachenden Gefilde Belgiens besuchen, bewundern alle, wenn sie in Gent ankommen, drei bemerkenswerte Bauten: das, wie ein Kleinod geschnitzte Rathaus, den hohen finstern Turm, den ein Drache skandinavischer Abstammung krönt, das an Kunstgegenständen und Andenken reiche Münster des hl. Bavon; dann aber staunen sie auch vor einem vierten: das ist die große Metzsig, ein Gebäude aus dem Mittelalter, das einst von einer mächtigen Zunft erbaut wurde und dessen sonderbares und malerisches Innere manchen Künstler verleiten würde, zum Pinsel zu greifen.

Manchmal schauen die Neugierigen verwundert nach einer sonderbaren majestätischen alten Statue der hl. Jungfrau, die über dem Haupteingange steht. Und sie fragen sich, warum die Mutter Gottes in ihrer rechten Hand ein Tintenfaß hält und warum das göttliche Kind mit einer Feder spielt.



Sepp der sprach zu Franz,
Fangen wir den Raben ganz.



Doch Franz der lag am Boden
Und Sepp verschwand hoch oben.

Erlaubet, daß wir diese alte Legende hier wiedergeben:

Vor langer Zeit herrschte in Flandern Philipp der Gute, Herzog von Burgund. Gent sah bereits damals schon ungefähr wie heutzutage aus: Es war eine Stadt mit stattlichen Gebäuden, breiten Straßen, zahlreichen Brücken und einer fleißigen, ernstesten und intelligenten Bürgerschaft.

Eben ertönten alle Glocken zum Angelus: dies war in allen wohlgeordneten Häusern das Signal zum Abendbrot. Es gab aber kein Haus, das mehr an Ordnung hielt, als das des Schöffen Mertens. Der Herr des Hauses saß bereits in seinem großen Sessel, ihm gegenüber seine Frau. Ungeduldig klopfte er mit dem Messer auf die Tischplatte, während sie die Hände faltete zum Tischgebet. Zwei noch leere Plätze ließen darauf schließen, daß noch zwei Gäste erwartet wurden.

— „Hubert läßt lange auf sich warten!“ bemerkte endlich der Hausvater.

— „Er wird gleich kommen, lieber Mann, nur eine Weile Geduld“, erwiderte Frau Mertens mit ihrer sanften Stimme, „Elisabeth ist hinaufgegangen, ihn zu holen.“

Sobald Elisabeth gemerkt hatte, daß ihr Bruder zur gewohnten Stunde nicht erschien, war sie, als gute zärtliche Schwester, sofort fortgeeilt, um ihn zu rufen.

— „Hubert! Komm, Bruder, man erwartet uns!“... Keine Antwort!

Das junge Mädchen errötete vor Angst und in der lautlosen Stille hätte man ihr Herz pochen hören. Zitternd lehnte sie an den Türpfosten und immer wieder rief sie mit ängstlicher Stimme:

— „Hubert! Hubert! so antworte doch!“

Dieselbe Stille! In unaussprechlicher Unruhe öffnete sie die Tür und blieb auf der Schwelle stehen: ihr Bruder saß vor einem Tisch, den Kopf in seine Hände vergraben! In stummes Brüten versunken, schien er nichts gehört zu haben. Um ihn her lagen, auf Tisch und Fuß-

boden zerstreut, abgerissene, beschriebene Pergamente und Papierstreifen, alles in kleine Stücke zerrissen.

— „Bruder!“ rief nochmals Elisabeth, indem sie seine Schulter berührte.

Jählings wandte sich der junge Mann um, wie jemand der plötzlich erwacht und zeigte seiner Schwester ein entstelltes Gesicht. Rasch ergriff sie seine Hände, küßte ihn und sagt:

— „Was ist dir, Hubert? du weinst hier ganz allein! Ums Himmels Willen, so sage mir doch, was dich betrübt.“

— „Nichts!“ antwortete er, indem er zu lächeln versuchte, „es ist eine Kinderei. Du würdest dich über mich lustig machen, wenn du wüßtest, worum es sich handelt!“

— „Niemals!“ rief sie. „Wie könnte ich lachen, wenn du weinst. Aber komm' nun, wir werden uns nachher aussprechen: jetzt müssen wir hinuntergehen, unsere Eltern warten!“

Und nachdem sie ihrem Bruder rasch die rotgeweinten Augen mit ihrem feinen Taschentuch abgewischt hatte, eilte sie mit ihm hinunter.

— „Verzeih' Vater,“ sagte, Hubert, ins Wohnzimmer tretend.

Der Schöffe machte eine nachsichtige Gebärde, die Mutter lächelte ihren Kindern zu und sprach erleichterten Herzens das Tischgebet; dann wurde gegessen. Aber während der Mahlzeit bemerkte Frau Mertens das sorgenvolle Aussehen ihres Sohnes, daß er feuchte Lider hatte und kaum aß. Dies stimmte sie traurig, aber da sie stillschweigend und friedlich veranlagt war, sagte sie kein Wort und wartete.

Nach dem Essen setzte sich Herr Mertens, seiner Gewohnheit gemäß, in die von Weinlaub umrankte Fensterbank und nahm einen mächtigen beschriebenen Folianten zur Hand, betitelt: Ansjlagzettel Flanderns, den er regelmäßig jeden Abend durchblätterte. Seine Frau setzte sich in die andere Ecke, die mit ihren dicken Mauern eine kleine Kammer bildete, in der sie von all' den zu ihren täglichen Beschäftigungen nötigen Gegen-

ständen umgeben war; ihr mit Flachs und blauen Bändern unwundener Spinnrocken stand in einer Ecke, feine Näharbeit, eine schöne Goldstickerei — ein Wunderwerk aus den Fingern Elisabeths — lagen in einem Körbchen; ein oder zwei gedruckte Gebetbücher — was zu jener Zeit eine hohe Seltenheit war — sowie ein handgeschriebenes Neues Testament, lagen auf dem Fenster Sims bei einem großen bernsteinenen Rosenkranz: zu diesem griff nun Frau Mertens und betete andächtig mit leiser Stimme. Sie war beunruhigt, denn unterdessen nahm sich die Schwester des Bruders an: Elisabeth hatte Hubert in den Garten geführt, bis zu dem Wachholderstrauch mit seinen schwarzen Beeren. Dort setzte sie sich auf die niedere Steinbank und den Bruder zu sich heranziehend, suchte ihr forschender Blick in seinen Augen zu lesen:

— „Nun sprich!...“

Hubert hätte gerne widerstanden, sich hinter Kälte und Schweigen verschanzte, denn das Geständnis, das sie von ihm verlangte war peinlich: doch er mußte sich fügen vor der Härlichkeit, vor der Sorge um ihn, die sich in der Schwester Züge widerspiegelten.

— „Du willst es? Gut!“ sagte er, „aber es wird dich unnötigerweise schmerzen.“

— „Schmerz mit dir ist mir lieber, als Freude ganz allein, mein teurer Hubert!“

— „Morgen ist Mariä Himmelfahrt!“

— „Ja!“ antwortete sie erstaunt, „eine schöne Kirchenfeier“...

— „Und nachmittags, wie alle Jahre, ist das Fest der Musenfreunde.“

— „Zwei wunderschöne Feierlichkeiten an einem Tage,“ fuhr sie mit zunehmender Bewunderung fort; „vormittags die heiligen Hymnen, nachmittags die göttliche Poesie...“

— „Du weißt doch, Schwesterchen, daß unsere literarische Gesellschaft eine Preisbewerbung ausgeschrieben hat: das schönste Gedicht zu Ehren der hl. Mutter Gottes soll den Preis davontragen: ich wollte auch mitbewerben...“

— „Was? du auch Bruder? ich glaubte, daß du dich nunmehr ausschließlich mit dem Studium der Rechte befassen wolltest?“

— „Ach, Elisabeth, weißt du denn nicht, welchen Wert gewisse Leute auf solche Ehren legen?“

Da begriff sie: ihr Bruder liebte ein junges, schönes Mädchen: sollte dieses ihn dazu gedrängt haben, den Lorbeerfranz des poetischen Turniers zu erwerben?

— „Alix hat es wohl verlangt?“ forschte sie.

— „Ach nein, nicht Alix! sie ist ja so bescheiden und sanft! Aber ihr Vormund, der alte Domherr von Ste. Pharaïde, der früher die Musen pflegte: er liebt noch immer die Verse und wünscht einen Neffen, der sich in diesem Wettstreite ausgezeichnet hat. Siege ich, so werde ich huldvoll angenommen, wenn nicht...“

— „Und du hast versucht?“

— „Und es ist mir nicht gelungen!“ sagte Hubert kummervoll. „Umsonst habe ich mir griechische und lateinische Verse, die ich in meiner Studienzeit gelernt, ins Gedächtnis zurückgerufen; ich habe volkstümliche Dichter gelesen, ja sogar die lustigen, oder Klageslieder hergesagt, die das Volk in den Straßen summt. Alle Strophen, die ich niederschreiben wollte, waren schwerfällig, seelen-, schwung- und leblos. Alix Better, der so leicht Verse reimt, wird mit diesem Preise, an dem mir durchaus nichts gelegen ist, die Zusage seines Onkels erhalten und die Hand derjenigen, die ich nun schon lange liebe!“

— „Einem so unbedeutenden Verdienst eine so hohe Belohnung gewähren!“

— „Was willst du? es ist ein Hirngespinnst eines Greises, der inmitten seiner Bücher lebt und der sich gerne erinnert, daß er früher, als er an der Pariser Universität studierte, einen anderen Domherrn gesehen hat, Jean Froissard und die weise Christine de Pisan, den Gelehrten Gerson und Allain Chartier, den tadellosen Dichter, der heute in regem Briefverkehr mit Monstrelet steht, der,

wie man sagt, eine Chronik unserer Zeit schreibt. Er ist es, der gewillt ist, sein Müüdel nur einem Schriftgelehrten zu geben, dessen poetisches Talent sich erprobt hat. Ein Graf würde für seine Tochter ritterliche Heldentaten oder im Kriege erbeutete Waffen begehren: er aber verlangt nur eine auf dem Parnas gepflückte Blume, und die werde ich nicht imstande sein zu brechen!"

Der Verliebte schwieg und wehmütige Trauer vergrämte seine Züge. Stillschweigend und nachdenklich hatte ihm seine Schwester zugehört: nun stand sie auf und meinte herzlich:

— „Mut, Hubert, noch ist nicht alles verloren!"

Dann ging sie ins Haus zurück und näherte sich ihrer Mutter:

— „Füge noch ein Gebet hinzu," meinte sie, „damit Hubert morgen nicht mehr traurig sei!"

Die Aufopferung einer Schwester.

Hubert war ein talentvoller Schüler der Universität Löwen; kein Autor war ihm unbekannt. Jedoch kein einziger flämischer Vers war seinem gelehrten Hirn entsprungen, während seine liebreizende Schwester, die weder griechisch noch lateinisch konnte, deren ganze Gelehrsamkeit sich darauf beschränkte, die französische und flämische Sprache geläufig zu lesen und zu schreiben, einen inneren Drang verspürte, dem sie jedoch keinerlei Bedeutung beilegte.

Die geringste Gemütsbewegung, ein Kirchengesang, ein Sonnenstrahl, das leise Plätschern eines Baches, eine neuerblühte Blume, alles besang sie mühelos, in bilderreicher, rythmischer Sprache, die ihr stets vom Herzen kam. Einfach und bescheiden, suchte Elisabeth keineswegs ihre Improvisationen zu verwerten, selten brachte sie dieselben zu Papier und noch niemals hatte sie dieselben jemanden mitgeteilt.

Und während sie Huberts Bekenntnis zuhörte, fühlte sie sich tief gerührt und

ihr ward, als ob eine unsichtbare Hand die Laute stimmte, deren Klang sie zu vernehmen glaubte. Da es inzwischen Zeit zum Schlafen ward, zog sie sich in ihr Zimmer zurück, wo sie sich vor sich hinträumend nieder setzte.

Ein weißer Mondstrahl stahl sich durchs Fenster und zeichnete im matten Scheine die Linien der bunten Glasfenster; die Lampe auf dem Tische warf ihr helles Licht auf die dunkeln Lederwände, das weiße schmale Bett unter dem silbernen, mit Palmen gezierten Kreuzifix. Da erhob Elisabeth die Augen und ihr Blick begegnete einem Bilde, das ihr trautes Kämmerchen zierte.

Es war ein Gemälde auf Holz, das aus dem Atelier der Gebrüder Van Dyk stammte und das Kind Jesu darstellte, wie es mit dem kleinen hl. Johannes inmitten einer mystischen Landschaft mit einem Lämmchen spielt. Die beiden Gesichtchen — das des göttlichen Kindes und seines Vorgängers — waren von unsäglichlicher Frische und Zartheit im Ausdruck; die Landschaft — schattig und lachend zugleich — bot alle Naturschönheiten: Licht, schattiges Grün und Wasser; ja selbst das Lamm hatte ein frommes Aussehen, was dem Bilde keineswegs schadete. Lange betrachtete Elisabeth das primitive Kunstwerk; ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen und ein glücklicher Gedanke ließ ihre Augen aufleuchten . . . plötzlich griff sie zur Feder und in einem Atemzug schrieb sie ein Duzend Strophen:

„Heilige Jungfrau Maria, meine Schutzpatronin und meine Mutter, dir biete ich meine Verse dar: dein sind sie und meinem Bruder. Siegt morgen mein lieber Bruder Hubert, so will ich dir, zum Andenken an deine Güte, eine Statue errichten lassen!"

Lange noch betete sie. Dann — ohne ihre Arbeit nochmals zu überlesen — ging sie zu Bett, und bald war sie in tiefen Schlaf verfallen.

Der anbrechende Tag weckte sie: ihr erster Gedanke ging zum Himmel, dann kleidete sie sich an und eilte zu dem Ver-

zweifelten des Vorabends. Dieser hatte wenig geschlafen und der Unglückliche zitterte beim Anblick des prächtigen Tages, der vielleicht Zeuge sein würde, wie Alix einem andern angehören sollte.

— „Hier, Bruder“, sagte Elisabeth mit sanftem Lächeln zu ihm tretend, „lese diese Strophen und sage mir, was du davon hältst?“

Er überflog sie, las noch einmal, dann antwortet er voller Ueberzeugung:

— „Diese Verse sind ausgezeichnet, jelevoll und ungekünstelt, gerade wie sie die Gesellschaft der Musenfreunde wünscht: ein frommes dem Volke zugängliches Hirtenlied. Aber, ums Himmels Willen, wer ist dessen Verfasser?“

Wieder lächelte sie und verbarg ihr Antlitz an des Bruders Schultern.

— „Du bist es“, rief er begeistert. „Das kannst nur du sein Elisabeth! Du bist eine Dichterin; aus dir selbst hast du erreicht, was mir so schnöde entging!...“

— „Mit Gottes Hilfe habe ich es versucht... er hat mein Unternehmen gesegnet; aber einzig und allein für dich, Hubert, habe ich gearbeitet...“

— „Was meinst du damit?“

— „Nimm diese Verse, sie sind dein!... Bringe sie zum Wettstreit. Du wirst Sieger sein, mein Herz sagt es mir und ich werde mich über dein Glück freuen.“

— „Und ich soll dir deinen Ruhm vorenthalten? Ist das dein Ernst, Elisabeth?“

Sie lachte; dann sagte sie heiter:

— „Meinen Ruhm! meinst du das wirklich ernstlich? Besteht der Ruhm einer Frau tatsächlich darin, Verse schmieden zu können? Sage vielmehr, daß du, wenn du das Geheimnis deiner Schwester bekannt gibst, du ihr nur Tadel und Spott zuzögst. Mein Ruhm! das sind mein Spinnrocken und meine Nadel. Wenn aber unsere so fromme und einfache Mutter ahnte, daß ich Verse reime und daß die Nachbarn um meine tolle Einfalt wissen, würde sie bittere Tränen vergießen. So nimm denn diese Verse! es

bleibt ein Geheimnis zwischen dir und mir. Nimmst du sie aber nicht, so bedenke, daß du mich betrübst und daß du mich erzürnst, wenn du meinen Namen bekannt gibst.“

Lange kämpfte Hubert! Doch mußte er sich dem zähen Willen seiner Schwester ergeben, deren Geist und Phantasie nur dem Wohle ihrer Lieben dienen sollte. Schließlich gab er nach: Ueberglücklich umarmte sie ihn, lief zu den Eltern, um deren Segen zu erbitten und um sich nun auf das große Fest vorzubereiten.

Als die kirchliche Feier vorüber war und die große Prozession der Abtei vom Blandinenberg mit dem von reifen Lehren und Weintrauben geschmückten Bildnis der hl. Jungfrau in die Klostermauern zurückgekehrt war, begaben sich die Bürger nach dem Haus der Schöffen, wo der Wettstreit der Musenfreunde stattfinden sollte.

Die Mitglieder der Gesellschaft saßen, in prächtigen Kleidern, auf ihren erhöhten Sitzen. Die Schöffen und Zunftältesten hatten die Ehrenplätze, und die großen Galerien waren für die Damen bestimmt. Alix hatte sich bereits dort niedergelassen, als Elisabeth eintrat; sie errötete tief, als sie dem zärtlichen Blick der Freundin begegnete.

Zuerst ward ein auf das Fest bezügliches „geistliches Schauspiel“ gespielt und gesungen, und als der Beifallsturm sich gelegt hatte, verlas der Rektor verschiedene Dichtungen frommen Inhalts: aber keines dieser Werke schien den Beifall weder des Publikums noch der Musenfreunde zu ernten. Endlich entfaltete er ein Pergament, bei dessen Anblick das Herz Elisabeths höher schlug und Hubert, der sich im dunkelsten Winkel des Saales versteckt hielt, erblaßte.

Der Gelehrte begann die Strophen dieses Gedichtes, das sehr populär unter dem Namen „der kleine Jesu und der kleine Johannes“ geliebt ist und das heute noch die Arbeiter, Bauern und die Schulkinder der Spizenschulen auf eine altmodische, aber melodische Weise singen:

„Vernehmet die hübschen Dinge, die ich neulich, an einem Sommertage gesehen: ich sah den kleinen Jesu und den kleinen Johannes, einen Papst in der Hand, wie sie mit einem Lämmchen auf einem grünen Kleeфель spielten.

Ihre weißen Füßchen waren nackt, ihre kleinen Ohren waren wie Korall so rosig. Die beiden Kinder saßen an einem silberhellen Bächlein, in dem sich die schöne Sonne wieder spiegelte. . .“

Andächtig ward der schlichten und naiven Legende bis zum Schlusse zugehört: die charakteristischen Feinheiten, deren die flämische Sprache so reich ist, erhöhten noch ihren Wert. Reicher Beifall lohnte das schöne Werk, dann ergriff der Rektor das Wort:

— „Edle Magistraten und liebe Mitbürger! Wir haben einen Volksgefang begehrt, den unsere Kinder mit Leichtigkeit singen können: dieser hier scheint mir diese Bedingung zu erfüllen. Er ist nur mit dem Namen Mertens unterschrieben. Wir laden hiermit den Verfasser ein, sich zu melden, um den silbernen Becher in Empfang zu nehmen, den er verdient hat.

Hubert machte eine Bewegung, aber seine Schwester erriet ihn und legte einen Finger auf ihre Lippen, während ihr gebieterischer Blick befahl, das Geheimnis nicht zu verraten: so verhielt er sich denn unbeweglich!

— „Hubert Mertens“ sagte Alix Oheim, der gute Kanonikus, „ihr hattet die Absicht, an dem Wettstreit teilzunehmen, so tretet denn näher, die Belohnung, die ihr verdient habt, in Empfang zu nehmen!“

Trotz seines Widerstandes, schoben die Zuschauer, die den jungen Mertens erkannten, zur Tribune: ihm ward, als führe man ihn zur Folter.

Erst als ihm der Kanonikus ein freundliches Wort zuflüsterte, überslog endlich ein Lächeln seine Lippen, tauchte doch ein Hoffnungsschimmer in seinem Herzen auf. Es schien ihm, als könne der ehrbare Geistliche auf solch' herablassende und freundliche Weise nur mit seinem

zukünftigen Nessen sprechen! Währenddessen schien Alix gleichfalls hocherfreut. Der Schöffe und seine Frau, ihrerseits waren glückstrahlend. Aber ein anderes Antlitz verriet ein noch intensiveres Glück: es war dasjenige der guten Elisabeth!

Einige Monate später führte Hubert Alix zum Altar: er bewies, daß es unnötig ist, Verse zu reimen, um die süße Poesie des Familienglücks zu genießen und um die Seinigen zu beglücken.

Elisabeth dagegen fuhr fort zu dichten; mit ihren hübschen Liedern sang sie ihre Nessen in den Schlaf; später würde sie an der Wiege ihrer eigenen Kinder singen.

Und als sie verheiratet war, ließ sie oberhalb des Haupteinganges der großen Mezig die hübsche Statue errichten, die man jetzt noch daselbst bewundern kann; in die rechte Hand Marias, ließ sie ihr Schreibzeug anbringen, dem Jesukinde vertraute sie ihre Feder an.

Es war die Verwirklichung ihres Gelübdes.

Gaston de Cintré.

Die kleine Pharaonin.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Auf der tiefblauen, wie mit Gold überfüllten See glitt der Dampfer vorwärts.

Das Land war am Horizont entschwinden; unter dem Zelte unterhielten sich die Passagiere schon in ungezwungener Weise, je nach Sympathie gruppiert: am Morgen einander noch gänzlich fremd, hatten sie Marseille verlassen — in fünf Tagen würden sie sich in Alexandria als Freunde trennen.

Den größten Kreis — auch den lautesten — bildete jene kosmopolitische, beinahe ausschließlich aus Herren bestehende Gesellschaft, die lachend und plaudernd Miß Helene Thornycroft und Lady Dundonell umgab. Von Lady Dundonell war wenig zu berichten: sie war eine schon

ältere Dame, deren ausgesprochene Säßlichkeit ebenso unzweifelhaft war wie ihre « respectability ». Zerrüttete Vermögensverhältnisse hatten der der höchsten englischen Aristokratie angehörenden Dame die verantwortungsreiche — wenn auch königlich bezahlte — Stelle als Gesellschaftsdame einer der reichsten und, fügen wir es gleich hinzu, einer der reizendsten Milliardärinnen der „fünften Avenue“ aufgezwungen.

Die Bezeichnung reizend ist durchaus nicht übertrieben. Miß Helen, deren wunderbare Schönheit sich mit Uebermut und Eigensinn paarte, verkörperte die Anmut der Amerikanerinnen. Ihr Vater — Sir Mathias Thornycroft — war Witwer und durch seine Geschäfte vollauf in Anspruch genommen: er kaufte Eisenbahnlinien, rüstete Schiffe aus, häufte Millionen zu Millionen, so daß ihm keine Zeit für seine Tochter übrig blieb und er sie mit einer königlichen Apanage unter dem Schutz der ehrbaren Lady Dundonell die Welt durchqueren ließ. Ein lakonisches „Alles Wohl!“ bei jeder neuen Landung genügte dem gegenseitigen Mitteilungsbedürfnis von Vater und Tochter. — « Time is money! »

Diese sonderbare Lage machte die junge Miß zum Mittelpunkt vieler Begierden: überall, wo sie vorbeikam, umgab sie unverzüglich eine Schar von Verehrern, die weniger durch ihre schönen, verführerischen Augen, als durch die märchenhaften Zahlen ihrer zukünftigen Mitgift entzückt waren. Sie war sich dessen übrigens bewußt und lachte über solche Verehrer, die sie im Innern verachtete: sie wollte um ihrer selbst willen geheiratet sein, dazu war sie auch hübsch genug.

Wie gesagt, war die Unterhaltung unter dem Zelte äußerst lebhaft; dennoch bemerkte Miß Helen einen eleganten Passagier von angenehmem Aeußeren, der, an Bord gelehnt, in die Betrachtung der Flut vertieft schien. Und es kränkte sie, daß dieser Fremde es verachtete, sich denjenigen anzuschließen, die sie ihre „Meute“ nannte; und mit ihrem Fächer

lässig nach ihm hindeutend, frug sie mit ihrem komischen überseeischen Akzent:

— „Wer ist denn dieser junge Mann?“

— „Was? Ihr kennt ihn nicht?“ ... meinte ein Pariser. „Ich allerdings auch nicht, jedoch kann ich Ihnen, reizende Miß, etwas ganz Eigenartiges über diesen Sterblichen verraten, der, ohne es zu ahnen, das Glück hat, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.“

— „Etwas ganz Eigenartiges ... und das wäre?“

— „Ja! In der Tat, Miß, in seinem persönlichen Gepäc verwahrt dieser Gentleman, raten Sie was? ... Einen ägyptischen Sarkophag, Sie wissen doch, so eine große Violinschachtel, wie man deren im Louvre sieht, mit einer Unmenge unverständlicher Aufschriften auf dem Deckel...“

— „Nicht möglich!“

— „Wie ich es Ihnen sage! Und in dem Sarkophag selbstredend eine Mumie! Heute morgen bin ich aus Versehen in die Kabine dieses Herrn, der mein Nachbar ist, eingetreten und habe ihn dabei überrascht, wie er anbetend vor seiner großen geöffneten Schachtel stand, deren schauerlichen Inhalt ich nur ganz flüchtig erschaun konnte, denn mein Nachbar drehte sich in diesem Augenblick um und blickte mich so zornig an, daß ich, mit einer Bitte um Entschuldigung, schleunigst den Rückzug antrat.“

— „Und die Schlußfolgerung?“ ... frug man allerseits.

— „Einfach die, daß unser geheimnisvoller Unbekannter in eine Mumie verliebt ist!“

Miß Helen zog die Augenbrauen zusammen und sah träumerisch vor sich hin.

II.

Die Nacht war hereingebrochen; schon längst hatten die Passagiere ihre Kabinen aufgesucht, als Miß Helen, ein leichtes Tuch auf ihren Schultern, aufs Deck stieg.

An dem sternensunkelnden Himmel

ging eben der Mond majestätisch auf und warf eine glitzernde Decke über die leicht schaukelnde Flut. Auf der Kommando- brücke stand der wachhabende Offizier; das Zwischendeck schien leer: aber die scharfen Augen der Amerikanerin erspähten den Unbekannten des Nachmittags in einer dunklen Ecke: entschlossen ging sie auf ihn zu und lehnte sich neben ihn an den Bord. Da er ihre Gegenwart nicht zu bemerken schien, wandte sie sich plötzlich, nach kurzem Zögern, mit der für jedes andere Mädchen als eine ungezogene Milliardärin sonderbaren Frage an ihn:

— „Ist es wahr, mein Herr, daß Sie in eine Mumie verliebt sind?“

Der Fremde schien aus tiefem Traum zu erwachen und ergrimmt warf er einen geringschätzenden Blick auf die Unge- rufene:

— „Wer hat Ihnen wohl dieses Mär- chen erzählen können, gnädige Frau?“

— „Fräulein!“ berichtigte sie mit zit- ternder Stimme, plötzlich eingeschüchtert durch die Festigkeit seiner Worte, denn Miß Helen Thornycroft war nicht an solchen Empfang gewöhnt. „Verzeihen Sie mir eine Frage, die, wie ich wohl einsehe, Sie beleidigt hat!“

— „Jatwohl, mein Fräulein, ich will es Ihnen nicht verhehlen, daß mich Ihre Frage beleidigt hat, zumal dieselbe durch nichts gerechtfertigt war!“

— „Wenn nicht,“ antwortete sie schall- haft, „durch das ... durch den ... Gegen- stand, den Sie in Ihrer Kabine mit sich führen.“

— „Sie wollen wohl von dieser armen Prinzessin sprechen, die ich in ihre Hei- mat zurückbringe?“

— „Habe ich wohl verstanden? Sie bringen eine Mumie in ihre Heimat zurück?“

— „Ganz einfach!“

— „Aber warum das? Ach!“ bat sie schmeichelnd, wie ein verwöhntes Kind, „ach, erzählen Sie, bitte...!“

André Lambel — so hieß der junge Mann — lächelte eingenommen:

— „Sie wollen also die Geschichte meiner kleinen ägyptischen Prinzessin hören?“

— „Oh ja! Wie nett wäre das von Ihnen,“ erwiderte sie mit neugierig glänzenden Augen.

— „Diese Geschichte ist sehr einfach und ich werde sie Ihnen in wenigen Worten erzählen: in einer Versteigerung erstand ich eines Tages eine Mumie nebst deren Sarkophag. Von meinem Vater, einem eifrigen Ägyptologen, hatte ich die Liebe zu jener wunderbaren Zivilisation geerbt, die vor mehreren Jahr- tausenden an den Ufern des Nils blühte: ich selbst entzifferte leicht die schwierig- sten Inschriften, ebensoleicht wie ein Mariette oder ein Maspero. Sie werden daher wohl meine Begeisterung begrei- fen, als ich in den Besitz dieses kostbaren Dokumentes gelangte, das wunderbar er- halten war: ich hatte selbstredend nichts Eiligeres zu tun, als die Einzelheiten meiner Erwerbung näher zu unter- suchen.“

„Als ich die feinen Leinwandstreifen, die die Mumie unwickelten, aufgerollt hatte, blieb ich vor Erstaunen gefesselt: die Einbalsamierer hatten ihre Arbeit meisterhaft ausgeführt und diesen Kör- per vor der schrecklichen Entstellung be- wahrt, von der die ehrwürdigen Reli- quien selbst der Pharaonen nicht ver- schont blieben; namentlich aber die wun- derbaren Gesichtszüge hatten, trotz der Jahrhunderte, ihren ganzen Reiz beibe- halten und trugen einen rührenden, son- derbar bittenden Ausdruck, der mir auf- fiel.“

„Der Körper, den ich vor mir hatte, war die irdische Hülle *La Sous*, einer jungen königlichen Prinzessin, deren Name mir durch ein seltsames — einzig in seiner Art dastehendes Manuskript — geoffenbart wurde, das die Ägypter, dem Ritus zufolge, mit dem Viatikum für die letzte Reise, den Toten unter die Arme legten.“

„Ich las das Manuskript und da be-